



Das Zuhören entspricht dem demütigen Stil Gottes.

Papst Franziskus



1. Was meint das Wort „Katechese“?

Das Wort Katechese kommt vom griechischen *kat'echein*. Darin klingt das Wort „Echo“ an; und tatsächlich beginnt alles mit einem „Entgegentönen“. Im Glauben kommt uns etwas entgegen, was wir Menschen nicht aus uns schöpfen, nämlich „Offenbarung“ oder wie man seit Karl Rahner sagt: „Selbstmitteilung Gottes“.

Das Bild aus der Akustik führt unmittelbar in die Tiefe von Katechese. **Der Glaube kommt vom Hören** (Röm 10,17), er ist Nachhall, Echo einer Botschaft der Freude. Katechese sorgt dafür, dass im Herzen des einzelnen Menschen, wie in der

Gemeinschaft der Glaubenden, etwas nachhaltig und dauerhaft zum Klingen kommt, worin sich die Vorzeichen der Welt verändern: Die Welt ist nicht verloren. Gott ist treu; er macht in der Menschwerdung seines Sohnes das „sehr gut“ (Gen 1,18) aus der Genesis ein zweites Mal wahr – die österliche Botschaft der Erlösung von Sünde und Tod ist in der Welt. Und sie betrifft meine Biografie; sie ist meine Lebenschance.



Als junge Katechetin ist es meine Aufgabe, Gottes Botschaft auf verschiedene Art

und Weise und durch moderne Medien zu jungen Menschen zu bringen, so dass das Echo auch in ihnen aufsteigt, vielleicht in einem Moment, in dem sie es gar nicht erwarten. Unser Job ist es, ein Echo zu sein. Wir müssen nicht laut sein, aber da sein.

Maria Francis, Indien

2. Katechese von Jesus her

Die Geschichte der Katechese beginnt mit Jesus selbst, dem **Urbild und ersten unter allen Katecheten**. Jesus ist ganz Mitteilung: „Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit Zeugnis ablege.“ (Joh 18,37) Er ist Träger einer Botschaft, die jeden Menschen betrifft: „Ich bin als Licht in die Welt gekommen, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibt.“ (Joh 12,46) Jesus wirbt um die offenen Ohren seiner Zuhörer: „Habt ihr denn keine Ohren, um zu hören?“ (Mk 8,18)

3. Vom Katechumenat zur religiösen Erziehung

Im Nachhall Jesu wuchs die pfingstliche Kirche und mit ihr die Zahl derer, die getauft werden wollten. Es beginnt die faszinierende Geschichte einer Kirche des Katechumenats. Wer Christ werden wollte, wurde es nicht durch einen schnellen administrativen Akt oder ein äußerliches Ritual. Die Katechumenen (= Taufbewerber) durchliefen eine Schule der Langsamkeit, die sich oft über Jahre hinzog. Sie erhielten nicht nur Lehre („Taufkatechesen“), sondern wurden Schritt für Schritt in die Geheimnisse des Glaubens eingeweiht, wurden gewissermaßen „gecoacht“, durften in Bekenntnissen und Akten der Zustimmung nähertreten. In der Annäherung an die Kirche mussten sie existenziell Abschied nehmen von der „nichtigen, von den Vätern ererbten Lebensweise“ (1 Petr 1,18). Dann erst mochte ihnen das Christsein als personale Begegnung aufgehen; dann erst begegneten sie in der Taufe der österlichen Wirklichkeit Christi. Katechese war ein ganzheitlicher, lebensverändernder Prozess; man wurde sakramental in eine Kirche integriert, die den Anspruch „neue Schöpfung“ (Gal 6,15) zu sein noch nicht aufgegeben hatte.

In der nachkonstantinischen Zeit nahmen die dramatischen Lebenswenden, durch die man zum Glauben kam, ab. Christ wurde man in der Regel dadurch, dass man in eine christliche Familie hineingeboren wurde. Katechese wurde zu einem konventionellen Vermittlungsgeschehen



Die Katechese ist eine Initiation in eine Freundschaft mit Christus. Sie ist ein Prozess der Verwandlung und eine lebenslange Bekehrung, um ein missionarischer Jünger zu werden.

Sr. Constance FMA, Sambia

und nach und nach zu einem **Teil der normalen Erziehung**.

Nun kann man *kat'echein* tatsächlich mit „erziehen“ übersetzen, mit „ausbilden“ oder schlicht mit „unterrichten“. Das Katechumenat als Prozess einer umfassenden Integration in den Glauben machte einem **Katechesetypus nach Art einer monologischen Frontalveranstaltung** Platz, der zu allerhand Missverständnissen führte und nicht selten in pure

Indoktrination mündete, bei der eine wenig nachprüfbar Information mit um so größerem Druck vermittelt wurde. Es wurde „Unterricht“ in einem Fach mit einem besonderen Gegenstand erteilt.

Die Zielgruppe waren vornehmlich Kinder, die man zu einem bestimmten Zeitpunkt ihrer religiösen Biografie über Glaubensdinge in Kenntnis setzte. In nochmaliger Verengung durch die Gegenreformation bedeutete das: Die da christlich unterrichtet wurden, sollten vor allem einen Begriff vom rechten eucharistischen Glauben bekommen, die Grundgebete, die Zehn Gebote und die Fünf Kirchengebote auswendig hersagen können, die Sakramente empfangen und zur Erfüllung der Sonntagspflicht ermahnt werden.

Der Effekt des Unterrichts bestand in der Heranbildung des „praktizierenden Katholiken“.





Gezwungene Gäste; als Ding teilnehmen müssen an einem sakralen Vorgang, an dem kein Quäntchen meiner Person teilnehmen konnte und wollte; und dies acht Jahre lang Morgen um Morgen: das hat sich der Lebenssubstanz des Knaben eingeprägt.“⁴²

Katechese als „Fremdandacht“ führt zum Gegenteil von Glauben, nämlich zum Entzug von Vertrauen und zum Aufbau eines alle Wege verbauenden Ressentiments. In einer Kirche, die sich eingestehen muss, wie fruchtlos vielerorts eine autoritäre und undialogische Katechese geworden ist, ließ es aufhorchen, als sich Papst Franziskus am Ende der römischen Jugendsynode an die Jugendlichen wandte: **„Entschuldigt uns, wenn wir euch oft kein Gehör geschenkt haben; wenn wir, anstatt euer Herz zu öffnen, eure Ohren vollgeredet haben.** Als Kirche Jesu wollen wir euch mit Liebe zuhören.“⁴³

Was im Dialog geschieht, hat Martin Buber eingehend beschrieben. **Im Dialog entsteht Identität.** Wer schon einmal die Entwicklungsgeschichte eines Babys aus der Nähe beobachtet hat, kennt den Moment, in dem das Baby seiner Mutter bewusst zulächelt. Das kleine Menschlein wird ein „Ich“, indem es ein „Du“ findet und im Lächeln mit ihm eins wird. Vorher ging das Kind ganz auf in der symbiotischen Einheit mit der Mutter. Nun hat es ein „Ich“ – eine Identität, die durch Liebe geweckt wurde.

Martin Buber überträgt das auf die menschliche Identität überhaupt, indem er sagt: „Der Mensch wird am Du zum Ich.“⁴⁴ **Wir brauchen den Anderen, um ganz zu uns zu kommen.** Im Gegenüber gewinnen wir Selbststand. Was ich bin, bringe ich vor dem Anderen zum Ausdruck. In der Sympathie entdecken wir das Gemeinsame. Meine Überzeugungen werden im Verstehen oder Nichtverstehen des Anderen erprobt und modifiziert.⁴⁵

Das ist auch in der Kirche so. Wir können lange in einer scheinbar symbiotischen Einheit mit der Kirche leben, können gedankenlos mitlaufen, ohne eine eigene Identität als katholische Christen zu haben. Wir leben aus zweiter Hand, verstecken uns, wollen auf keine Weise auf unseren Glauben angesprochen werden, erklären ihn zur Privatsache, sind nur teilweise oder gar nicht identifiziert. Wir hätten nichts zu sagen, würde uns jemand auf den Zahn fühlen, könnten allenfalls weiterleiten: „Fragen Sie doch einen Pfarrer, der muss es wissen.“

Es ist diese Erkenntnis, die Papst Franziskus bewogen hat, den Gedanken der Neuevangelisierung noch einmal zu fokussieren und **„Synodalität“ zu einem Schwerpunkt** seines Pontifikates zu erklären. Papst Franziskus macht sich auf jede Weise „stark für die Förderung von synodalen Prozessen und Vorgängen in der katholischen Kirche“, weil er überzeugt ist, dass „den Weg der Synodalität entschieden zu gehen und zu vertiefen das ist, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet“.⁴⁶ Von Anfang an verstand sich die Kirche als *syn'odos* – als gemeinsamer Weg. Christen, die Christus als Weg nachfolgten, nannte man „Anhänger des Weges“ (Apg 9,2). „In diesem Sinne konnte Johannes Chrysostomos erklären, ‚Kirche‘ sei ein Name, ‚der für einen gemeinsamen Weg steht‘, und Kirche und Synode seien ‚Synonyme‘. Das Wort ‚Synodalität‘ ist deshalb genauso alt und grundlegend wie das Wort ‚Kirche‘“, erläutert Kardinal Kurt Koch.⁴⁷ Synodalität meint zunächst einmal die Beteiligung aller an der Sendung der Kirche, ihre tiefere Identifizierung im Hören auf das Wort Gottes. Darin geht es um die Überwindung eines ekklesialen Typus, den man am besten mit dem Begriff „Betreuungskirche“ umschreibt – einer Zweiteilung des Gottesvolkes in Betreuende und Betreute.



ANHANG TTT 10



Das Tandem-Prinzip

Das Tandem-Prinzip ist eines der wichtigsten Aufbauprinzipien von Jüngerschaft. Jünger werden durch Jesus berufen und gesendet. Charakteristisch ist: Jesus beruft die Jünger **einzeln**; er sendet sie aber **zu zweit**.

„Danach suchte der Herr zweiundsiebzig andere aus und sandte sie zu zweit voraus in alle Städte und Ortschaften, in die er selbst gehen wollte.“

Das Besondere an Lukas 10,1 ist zudem der zweite Halbsatz: „... in die er selbst gehen wollte“. Das bedeutet:

- ▶ Mission ist **Vorbereitung** für das, was Jesus selber tun möchte und nur allein tun kann. Das ist die erste große Entlastung.
- ▶ Die zweite Entlastung ist: Von allem Anfang an bricht Jesus die Not des **Alleinseins** in der Sendung. Er macht sie zu einem Gefährten-Auftrag, einer in Freundschaft zu vollbringenden Sache. Mission ist also eine gemeinschaftliche Aufgabe, ein Tandem-Job.
- ▶ Zwei steht für **mindestens zwei**.
- ▶ Der „andere“ kann beispielsweise der beste Freund/die beste Freundin sein; es kann aber auch ein Mensch sein, von dem nur ich weiß, dass er für das gleiche Ideal, den gleichen Traum brennt: Jesus zu den Menschen zu bringen.
- ▶ Einer ergreift die Initiative: „Sollen wir nicht gemeinsam ...? Alleine fehlt mir die Kraft, fehlen mir die Ideen, fehlt mir die Zeit!“
- ▶ Wenn ihr euch entschlossen habt, zu zweit oder zu dritt etwas Schönes für Gott und die Menschen zu machen, dann geht zuerst ins Gebet, damit ihr die Sicherheit gewinnt, dass dem Herrn gefällt, was ihr plant – und dass ihr mit Kraft und Gaben beschenkt werdet.



Was man im „Tandem“ missionarisch unternehmen kann:

- ▶ **Zwei** lesen miteinander die Apostelgeschichte und lassen sich von der Hl. Schrift und vom Geist Gottes inspirieren, was sie tun könnten, um Zeugnis für ihren Glauben abzulegen.
- ▶ **Zwei** gründen miteinander einen Gebetskreis für eine Erweckung ihrer Gemeinde oder ihrer Gemeinschaft.
- ▶ **Zwei** laden Jugendliche ein, um mit ihnen zu einem geistlichen Event zu fahren.
- ▶ **Zwei** organisieren ein „Nightfever“ (nightfever.org) oder eine andere Form von Anbetung.
- ▶ **Zwei** organisieren eine YOUCAT STUDY GROUP oder einen *Alpha-Kurs*.
- ▶ **Zwei** organisieren mit Freunden ein „Glaubenscamp“ (50 % Urlaub/50 % Training in Bibel und Katechese).
- ▶ **Zwei** drehen einen Videoclip mit christlichen Inhalten.
- ▶ **Zwei** ...

Im Tandem gibt es unendlich viele Möglichkeiten, etwas für Gott und die Menschen zu machen. Wichtig ist, dass „Mission“ in Gemeinschaft geschieht und zu neuer Gemeinschaft führt.

Was man **in Gemeinschaft für das Reich Gottes vollbringen** kann, erweist eine Geschichte, die von Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz berichtet wird. Nach ihrer Bekehrung 1554 war die nicht mehr ganz junge und kranke Teresa voller Taten-eifer. Ihr (jüngerer) geistlicher Begleiter Johannes vom Kreuz erschrak zutiefst

angesichts ihrer unglaublichen Dynamik: „Teresa, bedenke, du bist allein!“ Teresa konterte: „Wenn du mit mir gehst, sind wir zu zweit!“

Die Geschichte der Kirche kennt eine Fülle von Beispielen, in denen etwas durch Zweier-Verbindungen losging, z. B. Benedikt von Nursia und seine Schwester Scholastika, Franziskus und Clara von Assisi

oder Franz von Sales und Johanna

Franziska von Chantal. Von

Philipp Neri wird das

erstaunliche Diktum

übermittelt: „Gebt

mir zehn selbst-

lose Leute, das

genügt mir, um

mit diesen die

ganze Welt zu

bekehren“.

